

Illustriertes Sonntags-Blatt



Beilage zum

Oberurseler Bürgerfreund.

Verlag von Heinrich Verlebach in Oberursel.

F. Ronfort.

Um's Leben.

Roman von Franz Wichmann.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Auf dem Antlitz des jungen Mädchens prägte sich schreckhaftes Erstaunen aus. „Wie, — so waren auch Sie —“

„Wenige Tage nach Marias Fortführung verhaftete man auch mich. Mein Verkehr mit dem jungen Mädchen, dem so schreckliche Dinge nachgesagt wurden, hatte auch mich verdächtig gemacht. Ich sollte von dem Treiben der Mihilisten, die ihre Freunde getwesen, Kenntnis gehabt und um die Schriftstücke gewußt haben, die man in Marias Wohnung gefunden.“

„Das konnten Sie doch mit gutem Gewissen leugnen.“

„Nicht ganz. Sie wissen ja, daß ich unmittelbar vor der Katastrophe den ganzen Sachverhalt erfahren hatte.“

„Aber Sie waren doch unschuldig.“

„Gewiß, — und darum gab ich auch nichts zu. In dessen, das wurde mir wenig genützt haben, hätte Maria die Wahrheit bekannt.“

„Hätte auch sie den Mut, stillzuschweigen?“

Tränen traten bei der Frage in Leidinows Augen. „Sie hatten die Kraft, jeden Verrat ihrerseits unmöglich zu machen. O, hätte ich doch nie der Zeuge ihrer heroischen Tat sein müssen!“

Ada aber ehrte seinen Schmerz. Sie fragte nicht, bis er die Hände, die er, aufschluchzend unter der Erinnerung, vor das Gesicht geschlagen, wieder zurückzog und unaufgefordert fortfuhr:

„Aus den kalten Mauern meiner Zelle sollte ich am Morgen zum Verhör geführt werden. Mit Handschellen versichert, trieb

mich der Gendarm vor sich durch den Gang. Durch einen vieredigen Hof ging es, auf den die Zellenfenster der hohen Gebäude mündeten, die ihn auf allen Seiten umgaben.“

Dann wurde ein enger, langer Korridor betreten, in dessen Mitte wir plötzlich nicht weiter konnten.

Vor einer der hier mündenden Zellentüren drängten sich aufgeregte Wärter, Gendarmen und Beamte.

„Was gibt es da?“ fragte der eben hinzukommende Festungskommandant.

Man sah sich verlegen an und suchte auszuweichen.

„Es ist wegen der Nummer sechsundsechzig.“

„Was ist damit?“

„Ich habe sie toi gefunden“, bekannte der Wächter.

„Tot, — auf natürliche Weise?“

„Sie scheint sich das Leben genommen zu haben.“

Der Kommandant aber drängte die im Weg stehenden zurück und riß die Tür weit auf. In offenbarem Entsetzen blieb er an der Schwelle stehen. Mir selbst aber drohten die Anie zu versagen. Es war das erstemal in meinem Leben, daß ich mit einer Ohnmacht kämpfte. — Aber durch den grauen Nebel, der sich vor meine Augen legte, sah ich doch mit gräßlicher Deutlichkeit das Bild, das selbst die abgestumpften Schergen zu rühren schienen. —

Auf den kalten Steinfliesen des Fußbodens hingestreckt lag, das marorblaße Gesicht nach oben, steif und regungslos der früher so blühende Leib Marias. Die Lippen waren blau, die Augen hervorgetreten und verglast, während ein letzter ingrimmiger Zorn die kleinen Hände zu drohenden Fäusten geballt zu haben schien.



Der Sitz eines deutschen Regimentsstabs auf dem französischen Kriegsschanzplatz.

Die nach den gegnerischen Stellungen zu liegende Hausfront ist durch Sandsäcke gegen Granatfeuer geschützt. Phot. W. Braemer.

ten Steinfliesen des Fußbodens hingestreckt lag, das marorblaße Gesicht nach oben, steif und regungslos der früher so blühende Leib Marias. Die Lippen waren blau, die Augen hervorgetreten und verglast, während ein letzter ingrimmiger Zorn die kleinen Hände zu drohenden Fäusten geballt zu haben schien.

Das grelle, kalte Licht des sonnigen Wintertages fiel scharf und schneidend durch das eiserne Gitterfenster. Dort aber, wo es das reiche, mattgoldene Lockenhaar der Toten traf, nahm es einen mystisch weichen Glanz an, als wollte es wie ein Heiligenschein die bleiche Stirn der Märtyrerin umweben.

Während ich, erstarrt vor Schmerz und Grauen, da stand, schlugen nur traumhaft und fern wie aus einer anderen Welt die in nächster Nähe gewechselten Worte an mein Ohr: „Wann ist das passiert?“

Die jaghafte Stimme eines Wärters gab dem Kommandanten Auskunft. „Vor einer Stunde hab' ich noch durch das Fenster gesehen. Da saß sie auf der Pritsche und sang ganz lustig. Gerade als ob sie sich Mut machen wollte.“

„Wer hat zuvor mit ihr gesprochen?“

„Der Stodmeister, Erzelenz.“

„Wißt Ihr, was?“

Der Wärter grinsie. „Ich glaube, er hat ihr Angst gemacht.“

Die Stirn des Kommandanten fürchte sich. „Mit der Krute? Ihr wißt, daß das verboten ist.“

Der Wärter verbeugte sich demütig. „Es geschieht nichts gegen das Gesetz. Bei der Dordonoff sind auch nur Kruten verwendet worden.“

„Und damit hat der Stodmeister auch hier gedroht? Habt Ihr das gehört?“

„Nur, daß man ihr ein wenig die Sohlen fixeln werde.“

Das Weitere verstand ich nicht. Der Gendarm, den der Aufseher ärgerte, ließ mich mit dem Gewehrkolben vorwärts.

Nur der Widerhall von den feinem Wänden des langen Ganges trug noch die zornig scheltenden Worte des Kommandanten zu mir.

„Ein Esel seid Ihr, Petrowitsch, daß Ihr nicht besser acht gegeben. Der Mensch geht nicht so ohne weiteres aus dem Leben. Das sieht man ihm am Gesichte an. Der Generalpräsekt wird wüten. Er hätte ihr Geständnis gebraucht. Aber ich werd's ihm melden. Der Teufel hole den ungeschickten Stodmeister und Euch!“

Der Erzähler schwieg erschüttert. Seine Hörerin aber, deren Wangen ganz blaß geworden waren, schien nur einen Gedanken zu haben.

„Und an Ihnen haben sich jene abscheulichen Pentekstnechte nicht vergrißen?“ bebt es von ihren Lippen.

Wladimir schüttelte den Kopf. „Marja war nicht umsonst gestorben. Das Geheimnis, das sie mit ins Grab genommen, gab mir nach wenigen Tagen die Freiheit wieder, da ja der Beweis für meine Schuld, für meine Mitwisserschaft fehlte.“

Ada faltete unwillkürlich die Hände, als wollte sie dem Himmel danken für etwas, was schon vor Jahren geschehen. Es war, als höbe ein Seufzer der Erleichterung ihre Brust. „Und die andern?“

„Tantulsta und Rasputin meinen Sie? Man hat sie nach Sibirien verbannt. Aber auch sie verdanken ihr Leben Marjas Opfertod. Hätte sie gestanden, was sie wußte, so wäre der Tod am Galgen ihr Loß gewesen.“

„Die Arme, Eble — Unglückliche!“ Ada Genetius erhob sich plötzlich und trat auf den jungen Russen, der ihr gegenüberge-

saßen, zu. „Nein — was sage ich. Wie viel mehr müssen Sie gelitten haben als die Tote, Sie, der Sie einen ewig unerseßlichen Verlust erlitten!“

Der fremde Schmerz, den sie voll zu würdigen verstand, ließ sie den der eigenen Enttäuschung vergessen. Wer solch eine erste Liebe genossen, der brauchte Jahre, um für eine zweite reif zu werden. Sie durfte ihm nicht zürnen, wenn er ihre Reigung nicht erwiderte. Was war denn sie gegen Marja — was hatte sie ertragen, erduldet, welche Probe bestanden, die sie seiner würdig machte. Es war das liebende Weib im edelsten, reinsten Sinne, was sich in diesem Augenblick in ihr verkörperte, das Weib, das kein anderes Bestreben hatte, als den, der sie verschmähte, zu trösten, ihm den Schmerz seiner wehen Erinnerung zu lindern.

In dumpfem Schmerz versunken saß Leidunow noch immer da. Erst als sie ihre weiche Hand sanft und tröstend auf die seine legte, erwachte er.

„Fräulein Ada, begreifen Sie nun, daß es mir ist, als hätte sie meine Seele mit sich in eine andere Welt genommen, als müßte ich ihr gehören auch über das Grab hinaus?“

„Ich fühle es längst, daß Sie etwas auf dem Herzen hatten, was Sie niemand anvertrauen mochten. Außer mir. Und dafür danke ich Ihnen. Ein Freund, ein Bruder sollen Sie mir sein. Aber nun raffen Sie sich auch auf, seien Sie ein Mann. Das Leben darf nicht im Vorne des Todes verkümmern. Es hat doch Pflichten, Aufgaben für jeden.“

„Aufgaben — ja. Ohne die wäre ich Marja längst gefolgt.“

„Alles, was nach ihrem Tode geschehen, stand wieder vor seinem Geiste. Nur der Gedanke, die Unglückliche zu rächen, hatte ihn damals aufrecht erhalten. Denen, die er vorher ge-

lieben, hatte man ihn selbst in die Arme getrieben. Die nihilistischen Verschwörer waren fortan seine besten Freunde.“

Mit Freude hatten sie den verzweifelden, von wildem Racheverlangen erfüllten jungen Mann in ihre Reihen aufgenommen. Solche Leute paßten für ihre Zwecke, Rasende, die in ihrem Haß gegen alles Bestehende jederzeit bereit waren, ihr Leben in die Schanze zu schlagen. Auf der Liste der Totgeweihten stand bei ihnen längst Gortschenko. Aber zweimal schon war ein Attentat mißlungen und hatte nur neue Opfer an Leben und Freiheit gekostet. Die letzten Vorgänge in der Peter-Pauls-Festung aber spornen zu einem letzten Versuche, so schwer es auch schien, dem Verhafteten beizukommen.

Die Zwölfe, an denen die Reihe war, lösten. Aber das Loß traf einen Zeigen, der nicht hielt, was er versprach. Vor der Ausführung der Tat verlor er den Mut. Eines Morgens fückte man seine Leiche aus der Newa. Sicher, dem Gericht der Verschworenen zu verfallen, hatte er vorgezogen, Selbstmord zu verüben.

Da sprang Leidunow freiwillig für den Toten ein — und schwor, bei der ersten sich bietenden Gelegenheit, deren Wahl ihm überlassen bleiben sollte, die Rache zu vollziehen. Aber die Gelegenheit wollte nicht kommen. Immer wieder vereitelten widrige Umstände und unberechenbare Zufälle die Ausführung, bis endlich der Generalpräsekt für längere Zeit nach Wien reiste.

Fast auf dem Fuße folgte ihm der Rächer, der endlich seine Zeit gekommen glaubte. Nun aber waren schon wieder Wochen vergangen, ohne daß er sein Ziel erreicht hatte.

Ada hatte die Worte, die der Russe halblaut vor sich hingesprochen, nicht verstanden. „Sie sollten nicht immerfort an Marja denken“, begann sie von neuem.

In seinen Augen loderte ein düsteres Feuer. „Oder an ihren Mörder, meinen Sie.“ Er sah nicht, wie sie erschrak und ein Zittern ihren schlanken Körper überließ. Gewaltig zwang sie sich, die Unruhe, die sie ergriffen, zu verbergen.

„Sie glauben also, daß eine bestimmte Person den Tod der Unglücklichen verschuldete?“

„Niemand als der Generalpräsekt. Diesen Ausgang freilich hatte er nicht gewollt, denn er brachte ihn um das wichtige Geständnis. Die Drohung, der Befehl, die Gefangene zu martern, kann von niemand anderem ausgegangen sein, und das war es ja, was die Arme in den Tod getrieben.“

„Der Generalpräsekt —“ sann Ada. — „Wie war doch sein Name?“

„Gortschenko.“

„Derselbe also, der zurzeit in unserer Stadt weilt?“

Auß höchste betroffen starrte Wladimir das Mädchen an. „Wie, Sie wissen?“

„Ich las in der Zeitung davon. Wie muß dem Manne zumute sein.“

„Er laßt der Opfer, mit denen er sich den Weg zur höchsten Macht gepflastert hat“, knirschte Leidunow ingrimmig.

„Ich denke mir nur, er kann keine ruhige Stunde haben“, meinte Ada und ihre Blide ruhten forschend auf seinem Gesichte.

Wladimir hatte plötzlich ein dunkles, unbehagliches Gefühl. Er las in ihren Augen, daß sie mit einem andern Gedanken spielte, daß sie mehr wußte, als sie sagte. Sollte sie allein in der Millionenstadt sein Geheimnis erraten und ihn nur darum gewarnt haben?

Wie gerne hätte er ihr alles anvertraut. Aber er durfte ja nicht sprechen. Ein feierlicher Schwur band ihn wie die wenigen mitwissenden Freunde, nie und unter keinen Umständen über das Geplante auch nur das geringste verlauten zu lassen.

„Gott wird ihn schon richten“, sagte er dumpf.

„Wenn es nicht Menschen tun und —“

Ada Genetius sprach den Gedanken nicht aus und wandte sich, erschrocken zusammenfahrend, um. „Wir sind nicht mehr allein“, schloß sie flüsternd, „ein Fremder —“

Im selben Augenblick schnellte Wladimir auf. „Wassili — du hier — und ausgerüstet mit allem Handwerkszeug der Kunst!“

Sofort war ihm alles klar. Nicht zufällig war der Maler gekommen. Wahrscheinlich hatte er seine Rätze abgeschafft und ging nunmehr der neuen Spur nach. Aber der Aufregung der letzten Tage hatte er ganz die Begeisterung des Freundes für Adas Schönheit vergessen. Aber hier mußte er sie ja zuerst gesehen haben, und gerade hier suchte er sie darum wieder auf.

Woroleff schien übrigens nicht wenig verblüfft, gerade Wladimir hier zu finden, und er machte ein Gesicht, als befürchte er, schon wieder zu spät gekommen zu sein.

„Ja, ja —“ stotterte er, „habe schon vor ein paar Tagen den malerischen Winkel hier entdeckt und möchte auch einmal wieder etwas Rechtes schaffen. Aber wenn ich störe —“

„O bitte“, Wladimir, der sah, daß Ada seinen Freund mit Interesse und offener Neugier betrachtete, hielt ihn zurück. „Du wirst doch nicht ausreifen wollen?“

„Die junge Dame ist wohl eine Bekannte?“ fragte der Maler zögernd.

„Wir haben uns zufällig im Theater kennen gelernt. — Mein Freund, Herr Maler Meroleff — Fräulein Genetius.“

Wassili Gesicht strahlte vor Vergnügen. Handelte es sich nur um eine flüchtige Theaterbekanntschaft Wladimirs, so war wohl noch nichts verloren, und er hatte nichts Eiligeres zu tun, als mit dem schönen Mädchen eine liebenswürdige Unterhaltung zu beginnen.

„Also Kollegin vom Pinsel?“ scherzte er. „Freut mich doppelt, eine Dame von Fach zu treffen.“

Ada errötete leicht. „Sie überschätzen mich, Herr Meroleff. Ich male zum Vergnügen, bin nur Dilettantin.“ „Aber mit feinstem künstlerischem Geschma!“ Bewundernd betrachtete er das unvollendete Bild. „Die Wahl dieses prächtig stimmungsvollen Motivs beweist es.“

„Das wohl auch Sie hierhergezogen hat.“

„Wie können gnädiges Fräulein denken. Würde es niemals wagen, in Ihr Gehege einzudringen. Auch weiß ich mir einen noch viel schöneren Gegenstand.“

„Die Virlengruppe da drüben?“

Wassili schüttelte lächelnd den Kopf.

„Oder das Christusbild am Kreuzweg auf der Wiese“, riet Ada weiter.

„O nein. Sie können es eben nicht sehen.“

„Warum nicht.“

„Weil Sie es selber sind.“

Ada wurde ganz rot. „Nicht möchten Sie malen?“

„Es wäre das höchste Glück für mich.“

„Nur nichts überreuen“, meinte das Mädchen mit leisem Spott, „ich denke, das Motiv müßten Sie schon noch etwas genauer studieren, ehe Sie an die Arbeit gehen.“

Wassili verbeugte sich mit seiner ganzen gewinnenden Liebenswürdigkeit.

„Wenn gnädiges Fräulein mir solche Studien gestatten wollten, würde das mein Glück nur noch vergrößern.“

Ada mußte über die unerwartete galante Wendung lachen, und Wladimir, der sich bisher schweigend bei Seite gehalten, entging es nicht, daß sie augenscheinlich an dem Geplauder des Malers Gefallen fand.

„Heute dürfte es aber doch wohl zu allen weiteren Studien zu spät sein“, mißte er sich etwas gereizt ein und wies auf den schon ziemlich tiefen Stand der Sonne.

Adas eben noch lachendes Gesicht beschattete sich. Es war, als habe der dunkele Ernst des Lebens ihre kindliche Freude mit kalter Hand gestreift. „Sie haben recht — es ist Zeit, den Heimweg anzutreten.“

„Die höchste sogar, falls Sie noch das Theater besuchen wollen.“

„Ich gehe heute nicht — erst morgen.“

Wassili horchte auf. „Was gibt man da?“

„Den Tannhäuser.“

Der Maler, der kürzlich nicht das geringste Interesse für das Theater bekundet, schien sich plötzlich gewandelt zu haben. „Den möchte ich auch sehen. — Ja, ja, es ist wirklich mein Ernst“, setzte er auf Wladimirs verwundert fragenden Blick hinzu. „Könntest du mir nicht ein Billett besorgen?“

„Wenn du es nicht selbst kannst“, zögerte Leudinow mit nicht allzugroßer Bereitwilligkeit.

„Nicht gut. Man müßte doch vormittags an die Kasse gehen und um diese Zeit —“

„Liegst du wohl noch im Bett?“

„Durchaus nicht, aber ich habe einem Kollegen, den ich unlängst kennen lernte, versprochen, mit ihm im Matscheller zu frühstücken.“

Ein diskretes, doch viel sagendes Lächeln umspielte Leudinows Mund. Wahrscheinlich handelte es sich um die Kätze oder eine andere neue Bekanntschaft seines vielseitigen Freundes, doch er durfte in Adas Gegenwart keine Anspielung machen. Wollte er sie, was er nach den heutigen Beobachtungen mehr als zuvor für seine Pflicht hielt, vor Wassili warnen, so mußte es heimlich und bei anderer Gelegenheit geschehen.

„Gut, wenn ich dir einen Dienst damit leisten kann —“

„Ich bin dir sehr verbunden. Und wann darf ich mir die Karte holen.“

„Zwischen fünf und sechs Uhr. Wir können ja zusammen zum Theater gehen.“

„Bedaure, alles ausverkauft“, meinte achselzuckend der Kassier, als Leudinow am nächsten Vormittag einen Parkettstich für seinen Freund verlangte.

„Auch die Ränge?“

„Nicht ein Platz ist mehr zu haben.“

Leudinow hatte das fast erwartet. Der „Tannhäuser“ machte immer volle Häuser. Und eigentlich war es ihm recht. Wassili ging ja doch nur Adas wegen ins Theater, und wenn es auch un-

wahrscheinlich war, daß er in ihre Nähe zu sitzen kam, so konnte er sie immerhin während der Pause im Foyer treffen. Seit gestern aber war es ihm, als ob er über das schöne Mädchen zu wachen habe und ein allzuhäufiges Zusammensein der beiden zu ihrem eigenen Beiden verhindern müsse.

Schon im Begriffe, das Theatergebäude zu verlassen, blieb er noch einmal stehen. Ein Wortwechsel hatte seine Aufmerksamkeit erregt.

„Was wollen Sie denn eigentlich?“ rief der Kassier unwillig. „Sie hören doch, daß es keinen Platz mehr gibt.“

Der Dienstmann wollte nicht weichen. „Der Herr, der mir den Auftrag gegeben, muß es doch wissen. Das Billett ist ja schon am Montag bestellt.“

„Bestellt? Warum haben Sie das nicht gleich gesagt. Das kann man doch nicht raten. Wer schickt Sie denn?“

„Die Exzellenz.“

„Exzellenz? Den Namen, bitte.“ Der Kassier wurde plötzlich höflich.

„Der Herr Generalpräsident.“

„Gortschenko? Der Russe. Freilich — dann ist ja alles in Ordnung. Die Karte wurde telephonisch bestellt. Hier, bitte.“

„Endlich!“ Der Atemzug, der Wladimirs Brust hob, war so tief und stark, als ob er sie zer Sprengen wollte. Jetzt war der Tag der Abrechnung gekommen. Kein Entrinnen gab es mehr. Nur noch nach wenigen Stunden zählte Gortschenkos Leben — und Marja war gerächt! Was nachher kommen mochte, es war ihm gleich, gleich wie das, was sich zuvor noch ereignete. Wie ein Traum erschien ihm alles, was er die letzten Tage erlebt. Ein Nebel und Dunst, in Nichts zerfließend. Was galt ihm noch Ada Genetius. Was Wassili Meroleff. Mochten sie glücklich werden oder blind in ein selbstgewolltes Schicksal rennen. Vor ihm stand Marja — mit den dunklen, sehnenden Augen und wartete ihres Rächers.

In fieberhafter Unruhe verriethen ihm die Stunden des Tages. Jetzt mochte Ada draußen in den Praterauen sitzen, ihre Farbenskizze auf den Knien, und Wassili an ihrer Seite stehen und plaudern. Was kümmerte es ihn. Er hatte keine Zeit mehr für sie, er hatte Wichtigeres zu tun. Stundenlang pukte er an seinem Revolver, untersuchte jede einzelne Patrone und ölte sie sorgfältig ein, ehe er sie in die Kurbel schob. Wie schon seit Stunden murmelte er auch dabei etwas vor sich hin. Immer die gleichen Worte aus Schillers „Wilhelm Tell“. Unlängst von der Bühne herab hatten sie sich in seine Seele gefallt. Wie eiserne Klammern hielten sie all sein Sinnes und Denken umschlossen:

„Ein jeder geht an sein Geschäft. — Und meines ist der Mord!“

Ein Klopfen an der Tür schredte ihn auf. Schnell schob er den scharf geladenen Revolver in die Tasche seines schwarzen Gehrockes, den er bereits für den Theaterbesuch angelegt. Eleganter als sonst hatte er Toilette gemacht. Marjas Andenken galt es ja. Und heute war ein Festtag — ein Totenfest.

Durch die Türspalte schob sich ein kraushaariger Kopf. „Darf ich eintreten, gnä' Herr?“

„Kommt nur herein, Pepi.“

„Haben 'S was zu schaffen für mich?“

„Nicht viel. Nur das Gewöhnliche. Ihr wißt ja.“

„Die Kleider puken, gnä' Herr?“

„Hab sie heute schon an. Aber noch etwas. Deinen Lohn will ich dir zahlen.“

Der Burche machte ein verdüstertes Gesicht. „Aber ist doch erst übermorgen der Letzte.“

„Gleichviel. Heute hab ich Geld. Wer weiß — ob ich in den nächsten Tagen in der Lage bin.“

Pepi Mantioler grinste, während sein Blick im Zimmer umherglitt und die an dem Haken aufgehängten Kleider seines Herrn prüfend überflog.

„Wie's dem gnädigen Herrn beliebt.“

„Und dann noch etwas, Pepi.“

„Der gnä' Herr befehlen?“

„Vom ersten ab seid Ihr wieder frei.“

(Fortsetzung folgt.)

Wie Heinze sein eisernes Kreuz verdiente.

Kriegsstimme von Hermann Dreßler, Chemnitz.

(Nachdruck verboten.)

Nicht mir mal das Rissen hinterm Rücken zurecht, Junge, dann will ich euch vom 20. August erzählen. Mein Bein stumps da erinnert mich heute ohnedies an jenen blutigen Tag.

Ihr könnt euch entsinnen, was der August für Tage brachte. Der zwanzigste machte keine Ausnahme davon. Die Sonne ging strahlend hinter den Höhen von Reg auf.

Ich hatte die Nacht auf Posten gestanden. Es war eine ver-teufelte Nacht. Aller Augenblicke fielen in unmittelbarer Nähe Schüsse. Zweimal rollte das Knattern von Motoren über uns

durch die Luft. Die Schmitzweiser unseres Regiments blühten auf. Französische Flieger. — Einen schossen wir herab. — Meine Kameraden schliefen noch. Die dritte Nacht an der Erde, Tormister unterm Kopf. Was würde der heutige Tag bringen?

„Blut!“ sagte mein Kamerad Jan Clüver und deutete nach dem blutigen Morgenhimmel.

„Du bist ein Spökenlieker!“ sagte ich.

Im selben Augenblicke kam auch schon der Befehl zum Antreten. Die Hornsignale fuhren gellend durch den Traum der Schläfer und verscheuchten die friedlichen Heimatbilder. Fünf Minuten später ging es in geschlossenem Tritt ostwärts.

Vor uns lag eine weite Ebene, auf der sich nur am äußersten Horizonte einige Bodenwellen zu erheben schienen. — Unser Hauptmann sprengte an der Front entlang. „Morgen, Kinder!“

„Morgen, Herr Hauptmann!“

„Gibt vielleicht heiße Arbeit heute!“

Zwanzig Minuten später hörten wir in der Ferne fast ununterbrochen Kanonenschüsse.

Wieder nach zwanzig Minuten unterschieden wir in kurzen Zwischenräumen das helle Knattern von Gewehrsalven und das teuflische Wiedern der Maschinengewehre.

In der klaren Morgenluft schwammen kleine weiße Wölkchen mit langen strähnigen Rauchfaden.

„Französische Granaten!“ sagte einer.

Wir hatten bis dahin Wiße gerissen, jetzt wurde mit einem Male alles still. —

Clüver drängte sich an mich ran.

„Du, Henze, wenn ich — du weißt . . .“

„Na ja, und was dann?“

„Dann bringe meiner Tante die letzten Grüße!“

„Ja, wenn ich es selbst noch kann!“

Wir schüttelten uns die Hände, herzlich, stumm. Es war wie ein herbes Abschiednehmen. War doch ein braver Junge, der Clüver. Dazu ein Kerl, der im Handgemenge zehn Franzosen zermalmt hätte, groß und breit-schulterig. Ich weiß nicht, wie mir plötzlich der Einfall kam: ein großes Ziel für eine Kugel!

Das Donnern und Tosen nahm zu. Wir merkten, daß wir mit



Beobachtungsposten der Artillerie.

jedem Schritte näher an eine große Schlacht gerieten.

Um unsere Köpfe entstand plötzlich ein Geräusch, als ob Tausende zugleich den Laut „Zisch!“ kurz und fauchend ausstießen.

„Was ist denn das?“ schrie mein Vordermann. Dabei drehte er sich um. Blut floss ihm von der Stirn in den Bart. Er ließ sein Gewehr fallen und stürzte mir vor die Füße.

Jetzt wußten wir, was es bedeutete.

Ich fühlte plötzlich einen bitteren Geschmack auf meiner Zunge und spürte heftigen Durst.

„Laden und sichern!“ klang der Befehl.

Wir taten es in Hast während des Laufens. — Unwillkürlich war unser Schritt hastiger geworden, als ob uns eine innere

Nacht zwänge, schneller auszuweichen. Um unsere Köpfe pflü und sumimte es immer heftiger und lauter. Drüben, halbbrechts, in einem nahen Walde versteckt, der sich an einem sandigen Abhänge hinaufzog, lag der Gegner. Alle Augenblicke fielen vor mir und zur Seite Kameraden. Die vordere Kolonne verlor wie auf einen Schlag zwei Offiziere. Sie staute einen Augenblick, wie in hartem Entsetzen, rückwärts.

Nur einen Augenblick.

„Vorwärts, Leute! Ruhig bleiben!“ tönte die Stimme unseres Hauptmanns. Sie flöhte uns Mut und Vertrauen ein.

Wir waren noch nicht am Schuß. Wir sahen kein Ziel. Die Sonne stand uns gegen das Gesicht, und aus dem grauen Dunst, der sich vom Walde her uns entgegenwälzte, schienen uns ganze Hagelwolken Geschosse entgegenzuspeien.

Der Tod mähte wütend.

„Ruhung nehmen!“ befohlen die Offiziere. Ruhig wie auf dem Kasernenhofe kamen die Befehle. Junge, ich habe da blutjunge Leute

nachts gesehen, die standen mit hellen Augen im Kugelregen, als wären sie auf dem Mandoverfelde.

Ordonnanzoffiziere kamen auf schaumbedeckten Pferden angesprenzt und überbrachten Befehle.

Plötzlich klang über unsere Köpfe hin das Signal: „Offiziere vor die Front!“

Und gleich darauf folgte das Sturmsignal in seiner hellen, aufreizenden Tonreihe. — Die Trommeln schmetteten zum Sturmangriff. Ein „Hurra!“ wie von Wahnsinnigen ausgehoben, brach aus unseren Kehlen. In jedem hatte sich eine furchtbare Wut aufgespeichert, und wir alle fühlten es wie eine Erlösung, daß wir nun heimzahlen konnten. Im Lauffschritte ging es nun gegen den feuerspeienden Hügel heran. Unsere Offiziere



Handgranate. Phot. Fuchs, Berlin. (Mit Text.)

... dem Regen in der Faust voran. Das begeistert auch den
Zaghaftesten. Solche Männer wiegen ganze Truppen auf.



„Grad aus dem Schützengraben komm' ich heraus!“
Landwehrmann mit selbstgefertigtem Winterumhang u. Anleiwärmen.

„Rache! Rache!“ Das war nur noch der einzige Gedanke, der in unseren Hirnen brannte.

Ich sah mich nach Jan Clüver um. Er war noch dicht an meiner Seite. Wir waren fast heran. Der Gegner schoß wie verrückt, aber wir vorwärts, hinaus! — Meine Vordermänner sanken einer nach dem anderen in den Sand.

„Vorwärts — halt, nieder!“ Die Kommandos waren kaum noch vernehmbar. Jan Clüver und ich waren am weitesten vorn.

Der Wald schien ein feuerpeiender Schlund. Es hagelte und fauchte um uns wie von Schwärmen eiserner Bienen.

Gerade vor uns lag ein Gebäude: eine Försterei oder so etwas Ähnliches. Aus allen Öffnungen und Mauerlücken trieben Geschosse. Im nächsten Augenblicke schon waren wir ran.

Sobald nur ein Kopf über einem der Fenstersimse sichtbar wurde, hagelte eine deutsche Salbe auf ihn ein. Mancher sah nicht wieder hervor.

Plötzlich schreit jemand meinen Namen. Instinktiv sehe ich mich um. Da sitzt Jan aufrecht am Boden und fixiert mich aus verglassenden Augen an. Seine Lippen bewegen sich, ich kann nichts verstehen.

Ein hölzernes Tor hält mich auf. Gewehr herum, mit dem Kolben dagegen angerannt, noch einmal, noch zweimal, dann gibt es nach. Meine eigene Stimme stößt mir Grausen ein. Ich aber springe in den Hofraum. Sechs, acht Kerls springen gegen mich an. Ich renne einem das Bajonett zwischen die Rippen, haue, steche wie toll um mich. Wie im Traume fühle ich, daß meine Na-

meraden hinter mir nachdrängen. Unter Hauptmann sieht einen Kerl nieder, der eben sein Gewehr gegen meinen brennenden Kopf abdrücken will.

Aus den Fenstern hängen ein paar weiße Lappen.

„Pardon! Pardon!“ heult es von oben, aber aus dem Hausflur schießen sie noch immer.

„Vorwärts, Leute, drauf!“

Also rein in die verfluchte Hölenbude. Eine enge Treppe führt nach oben. Weiß Gott, woher ich die Straße nehme.

Gewehr unterm Arm stürme ich hinauf und fühle weichen, elastischen Widerstand. Menschenkörper! Zwei Rothosen sinken vornüber und liegen wie Mehlsäcke auf meinem Rücken. Ich fühle mehrere Stiche in meinen Oberschenkel dringen.

„Wie man einen Hasen spießt!“ Ich weiß nicht, woher mir inmitten all dieser Greuel der schreckliche Vergleich in den Sinn kommt.

Dann — ja, dann weiß ich nichts mehr.

In meinen Ohren ein Klingeln, eher friedlich als aufregend.

Ich fühle mich angenehm schläfrig und sinke um. Ich weiß nicht, was dann wurde.

Als ich nun das erstemal erwachte, war mir, als träumte ich von einem Haifisch, der sich in meinem rechten Bein festgebissen hatte. Zugleich merkte ich aber, daß ich in einem Wagen lag, der ziemlich schnell fuhr, denn die Chausseebäume flogen nur so vorbei.

Es umfing mich wieder eine tiefe Ohnmacht.

Beim zweiten Erwachen lag ich in einem Lazarett und kuschelte



Sicherung der Schützengräben durch Drahtnetz vor Handgranaten.



Heißbares, wohlverproviantiertes Blockhaus auf dem westlichen Kriegsschauplatz. (Mit Text.)

brennenden Durst. Das Schlafbedürfnis war aber so stark, daß ich gleich wieder die Besinnung verlor.

Und dann kam der Tag, den ich nie vergessen werde.

Die Sonne mußte mir ins Gesicht geschienen haben, oder hatte mich der Schmerz im Bein erweckt?

Ich hob zum ersten Male mit vollem Bewußtsein den Kopf und sah mich um und sah an mir selbst hinab.

Und da — Tränen der Freude schossen mir in die Augen — da lag auf meiner Brust das schlichte Kreuz von Eisen.

Da faltete ich in Ergebung und Dankbarkeit die Hände und betete inbrünstig für mein heiliges, herrliches Vaterland und seine tapferen Söhne.

Kartoffelbrot.

Von F. Köhler.

(Nachdruck verboten.)

Der Krieg hat zahlreiche und tiefgehende Umwälzungen im wirtschaftlichen Leben hervorgerufen. Eine sehr wichtige ist diejenige, daß laut Verfügung der deutschen Reichsregierung dem Roggenbrot Kartoffeln zugesetzt werden dürfen. Dieses neu entstandene Brot hat der Volksmund bereits „Kriegsbrot“ genannt. Wenn nun bei dieser Benennung zunächst wenig erfreuliche Gedanken auftauchen, so soll der Zweck dieser Zeilen der sein, solche Gedanken zu vercheuchen und darzutun, daß das neu entstandene Kriegsbrot dem bisherigen Roggenbrot in keiner Weise nachsteht.

Die Bezeichnung Kriegsbrot ist sehr alt, denn sie entstand bereits im Mittelalter, und zwar zu den Zeiten, wenn Hungersnot im Lande gährte oder langjährige Kriege die Felder und Ernten verwüsteten. Damals war das Kriegsbrot von sehr schlechter Qualität, denn es wurde ihm alles Mögliche zugesetzt, und gehacktes und gemahlenes Stroh waren nicht die geringsten Bestandteile, die diesem Brot beigemischt wurden. Wer zwischen den damaligen Zeiten und heute liegt eine lange Entwicklungsperiode, die nach allen Seiten hin, und nicht zuletzt in der Lebensmittelbranche, gehörig ausgenutzt wurde. Die Lehre von der Ernährung hat riesige Fortschritte gemacht, und sie nimmt in der modernen Wissenschaft einen bevorzugten Raum ein. Das heutige Kriegsbrot besitzt denselben Nährwert wie das gewöhnliche Roggenbrot, und es ist lediglich aus der Tatsache heraus entstanden, daß wir in diesem Jahre über einen ganz gehörigen Überschuß von Kartoffeln verfügen. Da es nebenher mit der Getreideeinfuhr während des Krieges hapert, muß am Getreide gespart werden, und die Kartoffel dient dazu, einen Ausgleich zu schaffen.

Die deutschen Behörden haben bestimmt, daß Roggenmehl, aus dem Brot gebacken wird, einen zwanzigprozentigen Kartoffelzusatz erhalten darf. Den Bäckern ist also gesetzlich erlaubt, bis zu dieser Höhe Kartoffeln dem Roggenmehl beizufügen, und solches Brot muß dadurch kennlich gemacht werden, daß den Brotlaiben ein „K“ aufgedrückt werden muß. Das Roggenbrot darf demnach jetzt aus einem Fünftel Kartoffeln und vier Fünfteln Roggenmehl bestehen. Auch das Weizenmehl darf durch Zusatz vermehrt werden. Es ist deshalb eine fünfundsechzigprozentige Mehlausbeute vorgeschrieben, und leistungsfähige Mühlen können sogar größere Mehlmengen ausmahlen. Dem Weizenbrot können mindestens zehn Prozent Roggenmehl beigemischt werden, und dadurch werden an der Backware in Geschmack, Befeuchtigkeit und Aussehen nichts geändert. Die deutsche Regierung will durch diese Verordnung erreichen, daß alle Schichten der Bevölkerung gleichmäßiges Weißbrot erhalten, und daß die Bäckereien ihren Kundenkreis gleichmäßig beibehalten. Der Weizenmehlpreis ist erheblich höher als derjenige des Roggenmehls, und indem letzteres in gleichen Mengen dem Weizenmehl beigefügt werden soll, will man einer Verschwendung von Weizenmehl vorbeugen. Das Weizenmehl findet übrigens in Süddeutschland eine ungleich größere Anwendung als in Norddeutschland, wo der Verbrauch von Roggenmehl prozentual viel stärker ist als in Süddeutschland.

Als es bekannt wurde, daß der Zusatz von Kartoffeln zum Roggenmehl staatlicherseits zugelassen ist, drängte sich zunächst die Frage nach dem Nährwert der neuen Zusammensetzung auf. Man glaubte nämlich, daß dieser von nun ab beträchtlich beeinträchtigt würde. Die aus Mehl bereiteten Nahrungsmittel enthalten nämlich sehr viel Nährbestandteile, die unter dem Namen „stickstofffreie Substanz“ bekannt sind, und die Stärke nebst verschiedenen Zuderarten darstellen. Das Roggenmehl enthält etwa 69,66 Prozent solcher Substanzen, während sich deren Gehalt im Weizenmehl auf 74,68 Prozent beläuft. Das Maismehl, das in Deutschland weniger bekannt ist, bei den südlichen Völkern, den Italienern und Spaniern, aber eine sehr große Rolle spielt, enthält 68,60 Prozent stickstofffreie Substanz. Das Kartoffelmehl hingegen enthält beinahe ebensoviel stickstofffreie Substanz wie das Weizenmehl, nämlich 71,4 Prozent, ist also nahrhafter wie Roggenmehl und Maismehl. Das beweist, daß das Kartoffel-

mehl als ein vorzügliches Nahrungsmittel anzusprechen ist. Dabei ist das Kartoffelmehl pro Doppelzentner etwa acht Mark billiger als das Roggenmehl.

Bezüglich ihrer Ausnützung, die sie im Körper erfahren, besteht zwischen dem Roggenmehl und dem Kartoffelmehl beinahe kein Unterschied. In neuerer Zeit hat man bei Fettleibigkeit als Entfettungskur „Kartoffelluren“ eingeführt. Man könnte nun meinen, daß der Genuß von Kartoffelmehl zu einer Unterernährung führen und damit eine allgemeine Abmagerung des Körpers in Verbindung zu bringen wäre. Dem ist jedoch nicht so. Der Körper der Kartoffel setzt sich aus einzelnen Zellen zusammen, und jede Zelle besteht aus einer Zellwandung, in der der nährnde Bestandteil, das Stärkemehl, eingeschlossen ist. Damit nun das Stärkemehl von den Verdauungsorganen angegriffen und durch sie dem Aufbau des Körpers zugeführt werden kann, müssen die Zellwandungen erst gesprengt werden. Bei der Kartoffellure werden die Kartoffeln in der Schale gekocht, die die Zellwandungen schützt. Sie werden nicht gesprengt, und man stillt zwar den Hunger, erschließt aber den Inhalt der Zelle nicht der Verdauung. Darum magert man ab, und diejenigen, die so sehr den „Bellkartoffeln“ das Wort reden, sollen diese Tatsache besonders berücksichtigen, damit sie belehrt werden, daß es nicht einerlei ist, in welcher Form die Kartoffel genossen wird.

Beim Kartoffelmehl wird die Zellwandung schon durch den Prozeß der Mehlbereitung auf mechanischem Wege gesprengt, und die hierbei etwa nicht gesprengten Zellen bei der beim Baden stattfindenden Verdampfung des Wassers aufgeschlossen. So wird ihr Inhalt im weitesten Umfange dem Angriff der Verdauungssäfte bloßgelegt. Diese letzteren führen das Stärkemehl zunächst in Dextrin und dann in Zucker über, der im Körper dazu dient, den Verbrauch an anderen Stoffen herabzusetzen und bei seiner Oxydation eine beträchtliche Wärme zu entwickeln, wodurch besonders im Winter das Kältegefühl herabgemindert wird. Die Verwendung von Kartoffelmehl zur Herstellung von Brot ist daher auch vom physiologischen Standpunkt aus als ein vollkommen einwandfreies Verfahren zu bezeichnen. Im Reichsgesundheitsamt sind eingehende Versuche angestellt worden, wobei es sich zeigte, daß das „Kriegsbrot“ nicht nur schmackhaft und haltbar, sondern in hohem Grade auch befeuchtend und leicht verdaulich ist. Was die Schmachthaftigkeit anlangt, so mag diese Tatsache auch dem Laien schon einleuchten, denn jedermann hat wohl schon Kartoffelmehl genossen, sei es in der Form von schmachthaften Backwaren, wie Sandorten, oder in einer anderen Form. In der sogenannten „Wiener Bäckerei“ wurde bis jetzt schon in weitestgehendem Maße Kartoffelmehl benutzt. In Frankreich und Italien benutzt man das Kartoffelmehl auch zur Herstellung von Nudeln und Makkaroni. Auch isländischer Sago und unser deutscher Kartoffelsago wird hauptsächlich aus Kartoffelmehl hergestellt.

Die Stadt Dessau dürfte wohl das Vorrecht für sich in Anspruch nehmen, mit der Beimischung von Kartoffeln zum Roggenmehl den Anfang gemacht zu haben. In vielen Kreisen wird behauptet, daß das mit Kartoffelmehl vermischte Brot mancherlei Mängel zeige, dagegen das Brot, dem ein Prozentsatz von gekochten Kartoffeln zugesetzt wird, einen ausgezeichneten Geschmack besitzt, sowie auch gute Haltbarkeit. Das Roggenbrot, das über einen fünfundzwanzigprozentigen Kartoffelzusatz verfügt, kann um zehn Prozent billiger verkauft werden als das reine Roggenbrot.

Zu gewöhnlichen Zeiten wird ein Viertel der deutschen Roggen-ernte an das Vieh verfüttert. Die Roggenverfütterung würde in diesem Jahr noch stärker werden und die Brotversorgung der Bevölkerung gefährden. Um dies zu verhüten, wird das Verfüttern von Brotgetreide in diesem Jahr verboten. Bei dringendem wirtschaftlichen Bedürfnis kann den kleinen Bauern gestattet werden, selbstgezeugten Roggen an das eigene Vieh zu verfüttern, wenn sie es nicht anders erhalten können. Das Verbot ist schwer zu kontrollieren, es wird aber dadurch erleichtert, daß Erbsenfuttermittel — Kleie und Gerste — zu niedrigen Preisen zur Verfügung gestellt werden. So hofft man, daß man mit dem Vorrat an Getreide in Deutschland ein ganzes Jahr auskommen wird.

Volksbräuche am Himmelfahrtstage.

Von Alfred Nello.

(Nachdruck verboten.)

Der Mai ist gekommen, Frühlingsahnen durchzieht unser Herz, glücklich in Lust und Sonne atmen wir des Lenzes klare Lust und wärmen uns in des Frühlings goldleuchtenden Sonnenstrahlen. In diesen Tagen huldigten die alten Germanen ihrem Gott Freya, und der Himmelfahrtstag galt selbst bei den heidnischen Völkern als heilig. Da wurden in feierlichen Umzügen die Fluren umgangen und man flehte zu den Göttern, daß ein günstiger Saaten- und Erntestand die Felder segnen möge. Diese Flurumgänge haben sich in manchen Gegenden

noch bis auf den heutigen Tag erhalten. Im Königreich Sachsen, bei Rautzen und Ostritz, geschehen diese Wittgänge im Verein der Geistlichkeit schon zu Ostern. Man nennt dort diese Prozessionen, weil sie zu Pferde unternommen werden, das „Saatreiten“.

Auch in anderen katholischen Gegenden kennt man am Himmelfahrtstage noch solche Flurumgänge. In Italien feiert man schon den Vorabend dieses

Begierbild.



Wo ist der Hirte?

kirchlichen Festtages, und es prägt sich gerade in dieser Feier die gläubige und leicht für zeremonielle Feierlichkeiten empfängliche Gemütsstimmung des Italiens aus. Das Volk hält an dem Glauben fest, daß Christus am Vorabend des Himmelfahrtstages vom Himmel herniedersteigt und die Erde segnet. In der Campagna beleuchten die Hirten ihre Hütten, ähnlich wie die Bewohner der italienischen Städte ihre Häuser und Loggien, jede Veranda und jeden Balkon mit Lampen zu der gleichen Feier schmücken. Die Kirchentüren aber tragen als Schmuck rotweißes Tuch

mit goldenen Behängen, und in gleicher Weise sind die Pfeiler der Kirchenhallen ausgeschmückt.

In Deutschland herrscht der Glaube, daß am Himmelfahrtstage am Kyffhäuser und am Hirsberg die blaue Wunderblume ausblüht, die den Weg zum Eingang dieser Berge zeigt. Wer die Wunderblume findet, gelangt vom Vergessengang aus zu unermesslichen Schätzen. Blumenpflücken ist daher die schöne Sitte, die an diesem Feiertage die Dorfjugend pflegt. Jede Blume und jedes Kräutlein hat da seine besondere Bedeutung. Mit Blumen schmückt man die Wohnräume, und manch Blumenkränzlein feht sich die junge Maid aufs Haupt, um so dem Frühling zu huldigen. Im Harz sammelten die Mädchen früher das Allermannskraut und sangen dazu:

„Den Allermannskraut, das böse Kraut,
Das hab' ich gefunden und bin doch nicht Braut.“

Im Stadtwald bei Frankfurt a. M. pflückte man am Himmelfahrtstage die Knollen des Aronstabes. Bis vor einigen Jahrzehnten zog man dort in den Wald, um diese Wunderpflanze zu suchen, die man aber just am Himmelfahrtstage pflücken mußte, sollte sie ihre Wunderkraft nicht verlieren. Der Aronstab gab die Zukunft an und schützte, den Kindern in die Wiege gelegt, vor bösen Geistern. Ein Gebräu aus dem Saft dieser Pflanze sollte ein Zauberkraut sein, um neue Jugendschönheit zu verleihen, aber auch gegen Zahnweh, gegen Magen- und Brustschmerzen kannten viele kein besseres Mittel.

Eine der schönsten Sitten am Himmelfahrtstage pflegte man noch bis vor einigen Jahren in der Rheingegend. Die Brunnen der kleinen rheinischen Ortschaften mußten zu diesem Feiertag mit Blumen geschmückt sein. Das war ein Freudenfest für jung und alt. Der gleich einem Wagenrad große Brunnenkranz, aus frischem Grün und bunten Blumen gewunden, wurde mit bunten Bändern verziert und von der Jugend durch die Stadt getragen. Jeder Brunnen erhielt seinen Kranz, und vor jedem Hause stimmten die Kranzträger und ihre Begleiter ein Lied an.

Die Vergißmeinnichtblüten sind die eigentliche Himmelfahrtblume. In Schwaben sammelt sie die Jugend in ganzen Sträußen und schmückt damit die Kirchen, wie auch die Wohnungen und Stallungen. Die Vergißmeinnichtblume besitzt im Volksglauben die Wunderkraft, Haus und Hof gegen Blitzgefahr zu schützen. In der Mark Brandenburg pflückte man statt des Vergißmeinnichts den würrigen Waldmeister. Aber auch diese Sitte ist heute leider verschwunden, und nur in Rheinsberg in der Mark, dem Musensitz Friedrichs des Großen, feiert man gegenwärtig noch am Himmelfahrtstage das Mösefest. Man sucht an diesem Tage das Waldmeisterkraut, dort Möse genannt, um damit die Kirche zu schmücken.

Im sächsischen Erzgebirge hängt man noch mit Beharrlichkeit an manchem volkstümlichen Brauch. So ist es auch am Himmelfahrtstage. Bis zum Jahre 1824 feierte man hier vom Montag bis Mittwoch vor Himmelfahrt in Annaberg das Gregoriusfest.

Das war ein Fest der dortigen Lateinschüler. Am Montag morgen zogen die Schüler mit Trommeln und Pfeifen zur Meville aus und darauf folgte um 7 Uhr ein feierlicher Umzug durch die Stadt. Voran zog die Musik, nur aus Geigen bestehend, und in feierlichem Zuge folgten die Lateinschüler mit ihren Lehrern. Zwei Stunden schritt man durch die Straßen, um sich dann nach dem Theateraal im Rathaus zu begeben. Man spielte entweder eine Oper oder ein deutsches Lustspiel. Die Darsteller waren Primaner und Sekundaner der Lateinschule. Abends war Kapfenstreich.

Luftiger ist im Hanauischen das Kugelhoppensest am Himmelfahrtstage. Der Kugelhopp, in Österreich nennt man ihn Kugelhupf, ist ein Gebäck, von dem an diesem Tage jeder in der dortigen Gegend verzehrt. Die Dorfjugend erfreut sich am Nachmittag mit Wettspielen aller Art, und jeder Preisträger erhält als Lohn einen „Kugelhopp“.

Selbstverständlich spielt an einem Feiertag der Küchenzettel auch eine besondere Rolle. In Frankreich trägt man an Himmelfahrt Geflügel auf. In Deutschland gibt es kein besonderes Fleischgericht für diesen Feiertag. Kräutersuppen, die man an diesem Tage genießt, nennt man in Schlesien Himmelfahrtssuppen, während man ihnen zur Osterzeit den Namen Frühlingsuppen gibt. In Österreich bäckt man Himmelfahrts- oder Christstuden. Er unterscheidet sich von sonstigen Kuchen nur dadurch, daß er ein Kreuz aus Marmelade oder Pflaumenmus beist. Im Holsteinischen ist der wohlhabende Landmann zu Himmelfahrt die erste junge Gans, und Himmelfahrtskugeln nennt sich ein Gebäck, das man für diesen Festtag in Holland zubereitet.

Gute Menschen?

Wie oft hören wir im gewöhnlichen Leben über irgend-einen Menschen das Urteil: „Er ist ein guter Mensch,“ und als Ergänzung wird hinzugefügt: „Der tut keiner Fliege etwas zuleide.“ Es ist nicht einmal ganz klar, ob dieses Urteil ein unbedingtes Lob in sich schließt, denn es wird häufig begleitet von einem fast mitleidigen Lächeln. Das sagt uns, was unter „gut“ in diesem Sinne verstanden wird, es bedeutet nicht mehr und nicht weniger als „gutmütig“. Gutmütige Menschen aber sind keineswegs immer auch wahrhaft „gute“ Menschen. Gutmütig sein, heißt immer nachgeben, keinem etwas zuleide tun, mit allem zufrieden sein, was es auch sei und wie es auch sei, bei Versehen anderer ein Auge, auch wohl gelegentlich beide Augen zudrücken und im übrigen . . . die Welt ruhig ihren Gang gehen lassen.

Aus dieser Erklärung ergibt sich von selbst, daß es häufig gerade die gutmütigsten Menschen sind, die am schlechtesten vorwärts kommen. Sie verstehen nicht, ihre Rechte wahrzunehmen und zu verteidigen, sie lassen sich geduldig von anderen das Fell über die Ohren ziehen, ja, sie können sogar mit ansehen, daß ihnen selbst und anderen unrecht geschieht, ohne sich dagegen zu wehren. Sie handeln aber so nicht aus einer bestimmten Überzeugung heraus, sondern ganz einfach aus — Bequemlichkeit! Sie lassen sich nicht gern durch irgend etwas aus ihrer Ruhe bringen, und das Ertragen eines Unrechtes kostet sie weniger Überwindung als der krasse fordernde Versuch, sich dagegen zu wehren. Diese Art der Gutmütigkeit hat mit wahrer Güte eigentlich wenig zu tun. Wahre Güte ist das Abelszeichen echter Menschlichkeit. Sie ist aber durchaus vereinbar mit einem lebendigen, handelnden, wachen Sinn. Wahre Güte läßt nicht unterschieds- und bedingungslos alles so gehen, wie es eben geht, sondern sucht selbst handelnd in den Gang der Geschehnisse einzugreifen, weil das Überwältigen einer Schwierigkeit, eines Hemmnisses, eines Widerstandes oft der bessere Weg ist, als das geduldige Ertragen. Wahre Güte kann vor allem kein Unrecht mit ansehen, ohne daß sich ihr innerstes Wesen dagegen auflehnt. Wenn wir statt der vielen „gutmütigen“ mehr entschlossen handelnde Männer und Frauen hätten, so würde in der Öffentlichkeit manches Unrecht nicht begangen werden können.

Nicht gutmütige Menschen brauchen wir, sondern solche, die mit aller Kraft nach dem höchsten Ziele streben, das der ringenden Menschenseele gesteckt ist: ein in Wahrheit „guter“ Mensch zu werden! Der gute Mensch wird sicher in einem Falle mit milder Hand eine Wunde schließen, mit edler Verhältnlichkeit unwürdigen Jank und Zwierracht aus der Welt zu schaffen suchen, aber wo es not tut, auch mit freier Stirn fähig und mutig dem Unrecht entgegentreten und mit ihm kämpfen bis aufs Blut. Das heißt: gut sein!

Gertrud Westphal.

Unsere Bilder

Handgranate. Während des Russisch-Japanischen Krieges wurden zum ersten Male roh verfertigte Handgranaten verwendet, die auf den Gegner geschleudert wurden. Jetzt hat die Technik diese furchtbare Waffe

im Nahkampf verbessert, und eine große dänische Fabrik stellt diese vom Ingenieur Jensen erfindene Handgranate her, die mit Äugeln gefüllt ist und beim Auftreffen auf dem Boden explodiert. Sie besitzt einen eigenartigen Sicherheits-Mechanismus: Beim Abschleudern bleibt eine 10 Meter lange Schnur in der Hand des Schleuders zurück, die erst nach Ablauf, also erst nach 10 Metern, die Sicherung aufhebt, und nun erst die Granate explodierbar macht. Ein Fall vor dem Ablauf der Schnur würde die Granate noch nicht explodieren lassen, so daß der schleudernde Soldat durchaus sichergestellt ist.

Ein heizbares wohlverproviantiertes Blockhaus auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Über die Fortschritte, die die deutschen Soldaten im Laufe des Krieges auf dem Gebiet des Baues von Unterkunftshäusern gemacht haben, berichtet der schweizerische Oberst Karl Müller folgendes: Die Bereitstellungsstellungen sind große, gut ausgestattete, heizbare Blockhäuser mit Beleuchtungseinrichtungen. An der Verbesserung ihrer Bequemlichkeit und Innenausstattung wird, im Bestreben, Gesundheit und Wohlbefinden der Mannschaft zu fördern, fortwährend weitergearbeitet. Das Lagerstroh wird nach Möglichkeit erneuert und durch Strohstäbe und Papierzettelstämme ersetzt. Unterstände und Blockhäuser sind ausnahmslos gut geheizt. Anker den von der Heeresverwaltung gelieferten Öfen findet man zuweilen aus Backsteinen und Lehm von den Mannschaften selbst erbaute Öfen, die sich ausgezeichnet bewähren. Aus den Balken im Innern der Blockhütten spritzen feht, durch die Wärme getrieben, viele grüne Zweige und Blätter. Die Natur selbst sorgt so für den Innenschmuck der Soldatenwohnungen.

Väterchen Kriegsfreude. Ein auf dem wehlichen Kriegsschauplatz kämpfender Offizierstellvertreter erhielt als reizende Überraschung von seiner Familie das obige Bild, mit dem ihm die Ankunft eines allerliebsten Zwillingspaars angekündigt wurde. Der Regimentskommandeur und mehrere Offiziere theilten die Freude des glücklichen Vaters, indem sie sich sofort bereit erklärten, die Patenstellen bei den Zwillingen zu übernehmen.



Bäuerchen's Kriegsfrende. (Mit Text.)

den könne, da er die Geschäfte herab angriffe und verschleime, daß sie nach jedem dritten oder vierten Schuß gereinigt werden müßten. — Auch die Engländer hätten gern Turpinis verwenden wollen, mußten aber davon absehen, da ihre Kanonen dabei explodierten.

Gemeinnütziges

Weizblehgeschwürre wieder wie neu zu machen. Man mischt Holzasche mit gewöhnlichem Öl, so daß sich eine Art Brei bildet; damit bedeckt man das Gefäß und läßt es einige Minuten liegen. Dann reibt man es

mit einem wollenen Lappen ab. Die schwarze Farbe ist verschwunden, und die Geschirre sind wie neu.

Am lofe Messergriffe ein-
zulitten, mische man drei Teile
pulverisiertes Harz mit einem
Teil pulverisiertem Puzstein,
fülle damit die Öffnung im
Griff, erhitze das spitze Ende
der Klinge rothglühend und
drücke es fest in den Griff.

Erdbeerranken zur Vermehrung bleiben nicht länger als durchaus nötig am Stod. Nach dem Abtrennen werden die Ableger, auf ein besonderes Beet mit Komposterde und Auhdung oder auf ein abgeerntetes Mistbeet pfliert.

Der Hecht hält sich im Mai und Juni mit Vorliebe an den Krümmungen und Vorsprüngen der Ufer auf, wo er nahe bei der Strömung in drei bis dort den laichenden Fischen, sättigt, so daß es schwer fällt,

Der Reiz des Spielzeuges liegt in der Seelenbeziehung zwischen Kind und Spielzeug. Zu viel Spielzeug regt nicht an, sondern stumpft ab, macht oberflächlich und begehrlieh; das Kind findet bald alles gleichgültig und alt.

Allerlei

Im Wartesaal. * „Sie trinken Sie kein Bier, wenn Sie's eilig haben!“ — „Ist's so schlecht?“ — „Rein, im Gegenteil, exquisit, ich habe schon drei Büg' verläumt!“

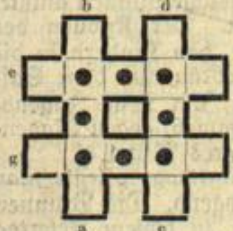
Das Bringen der ersten Kartoffeln nach Sachſen. Kurfürſt Chriſtian von Sachſen hatte im Jahre 1591 den Landgrafen Wilhelm von Heſſen, der ein Freund des Gartenbaues und im Beſitz vieler ſeltener Pflanzen war, gebeten, ihm einige außergewöhnliche Sämereien zu ſenden. Dies that der Landgraf und ſchrieb zugleich, daß er dem Kurfürſten auch ein vor einigen Jahren aus Weſchland gekommenes Gewächs ſende, welches Taratouphi heißte und ſchöne, wohlriechende Blüten trage. Unter der Erde aber erzeuge es viel Wurzeln, die, wenn ſie gekocht würden, die oberſte Schale löſen und wohl zu eſſen wären. Man tut auch eine Brühе davon und ſiebt ſie in Butter. Daraus geht hervor, daß die Zubereitungsweiſe der Kartoffeln bereits vor dreihundert Jahren in Deutschland bekannt war. A.

Stintbomben und Gasgeschosse. In den Tagesberichten der obersten Heeresleitung war verschiedentlich die Rede davon, daß die Franzosen oft Geschosse verwenden, die beim Explodieren in den Schützengraben durch Entwicklung giftiger Gase die umstehenden Truppen töten. Derartige Stintbomben wurden schon im Altertum gebraucht. In China schleudert man noch heute Töpfe, die mit gaserzeugenden Brennstoffen gefüllt sind, mittels hoher Stöße unter die Feinde, um ihnen die Luft zu verpestet. Die Engländer gebrauchten dann im Sudan und im Burenkriege Geschosse von ähnlicher Wirkung. So trieben ihre Lydditgranaten z. B. die Buren bei Paardeberg aus ihren letzten Schlupfwinkeln. Diese mit Pikratpulver gefüllten Sprenggranaten sind durch die gewaltige Explosion und die Giftigkeit der hierbei entwickelten Gase die furchtbarste Waffe des Kriegs, denn sie töten in einem Umkreis von 200 m alles was Odem hat. — In Frankreich machte in den 80er Jahren der Chemiker Turpin viel von sich reden, namentlich durch sein Melinit, einen aus Pikrinsäure mit etwas Schießbaumwolle bestehenden Sprengstoff. Die jetzt von den Franzosen gebrauchte Sprengmasse wird nach ihm Turpinit genannt und dürfte ebenfalls Pikrinsäure zur Grundlage haben. Der Kriegsberichtsfasser der angesehensten und verbreitetsten spanischen Zeitung „ABC“, Javier Bueno, sah, wie er in seinen Erlebnissen in der Frankfurter Zeitung schreibt, bei Evrenay einen deutschen Schützengraben, in dem alle Soldaten durch die Gasausströmungen des Turpinit getötet waren und völlig unverwundet noch in Schutzstellung an der Wöschung lebten. Ein französischer Offizier erzählte ihm, daß dieser Explosivstoff nicht in jedem Schuß gebraucht wer-

Glättet.

Du hast es überm Schopf,
Gibst du ihm noch 'nen Ropf.
So wird ein Fest daraus,
Bringst du mir's wohl heraus?
Frik Guggenberger.

Kombinationenaufgabe.



Seht man die Buchstaben:
A, B, D, E, F, H, K, L,
N, N, N, N, O, O, R, F,
in die selber vorstehender Figur
richtig ein, so ergeben sich vier
Wörter in folgender Anordnung:
a - b Eine Auszeichnung.
c - d Organe.
e - f Eine Naturerscheinung.
g - h Eine Lebensvorrichtung.
Die um den Mittelpunkt ge-
legenen viertheilten Quadrate
nennen einen männl. Vornamen.
Richard W. Dole.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Logograph: Rose, Dose.
Des Zahlenräthels: Heidelberg, Birmingham, Runnersdorf, Hildesheim, Bontesche, Korianovel, Jauerburg, Magensfurt, Düsseldorf, Korrköpfig, Gludenburg.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben
von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.